

Zur Weltlage : vom Nationalismus. I., Tagore und der indische Nationalismus ; II., Nationales Weltbürgertum

Autor(en): **Kohn, Hans / Prager, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **24 (1930)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zum Ausdruck. Aber das ist wohl gut so. Man trifft da überhaupt die verschiedensten Meinungscharakterisierungen. So hält ein junger Quäker, Amerikaner aus dem Staate William Penns, die Haltung einer Armee zu Verteidigungszwecken selbst für U. S. A. für nötig. Dies nur ein Beispiel.

Unter den Franzosen gibt es köstliche Anarchisten. Da ist ein Freund, ein ausgezeichneter Arbeiter, der aber im Zusammenleben alles Uniforme ablehnt, so den Moment der Stille, den wir vor den Mahlzeiten einzuhalten pflegen. Ja sogar die gemeinsam gesungenen Lieder. Wieder nur ein Beispiel. Bei solchen Aussprüchen läßt einem oft jede Menschenkenntnis im Stiche.

In der angenehmen Hoffnung, Ihnen, lieber Freund, auch von einem guten Abschlusse unserer Arbeit seiner Zeit berichten zu können, grüße ich Sie auf das herzlichste

Ihr ergebener

Otto Weiß.

Zur Weltlage

Vom Nationalismus.

I.

Tagore und der indische Nationalismus.

War Gandhi der eine große Lehrer des indischen Nationalismus in den letzten Jahren, so war Rabindranath Tagore der andere. Tagore freilich hatte niemals, wie es Gandhi getan hat, seine Stellung als Führer einer kleinen Minderheit verlassen. Zwischen beiden Männern bestehen tiefgehende Unterschiede des Temperamentes und doch Aehnlichkeit und Verbundenheit der Lehre. Beider Nationalismus ist nicht selbstherrliches Ziel, sondern unterliegt dem Urteil der absoluten Sittlichkeit. Dadurch haben sie beide den europäischen Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts überwunden, dem das Volksheil Ziel und höchstes Wertmaß war. Tagore hat es in vielleicht noch entschiedenerer Weise als Gandhi getan. Sein Nationalismus ist weiter und menschlicher. Wie Gandhi sieht er die Fehler Europas. Er erkennt sie gerade in dem Wesen des europäischen Nationalismus, in der Verbindung zwischen Volkstum, der innerlichen Kulturtradition und Lebensart von Menschengemeinschaften, mit Staat, politischer Macht, wirtschaftlicher Ausdehnung und Herrschaft. Dadurch wird Innerliches veräußerlicht, mechanisiert, tritt der lebendige Geist in die Dienste unsittlicher Triebe und ungeistiger Interessen. Tagores Reden über den Nationalismus, sein Roman „Das Heim und die Welt“ haben eine weit über Indien hinausgehende Bedeutung erlangt.

Tagore unterscheidet richtig Volk und Nation. Das Volk ist ihm eine naturgegebene Geistestatsache, die in jedem als das Erbe seiner Ahnen lebt. Die Nation dagegen ist die Verbindung von Volk und staatlicher Macht. Hier wird die Nation Selbstzweck, deren äußere Freiheit an und für sich als ein Gut erscheint, ungeachtet dessen, daß

äußere Freiheit auch ein sehr belangloser Tatbestand sein und äußere Unfreiheit, wo inneres Leben ist, zu einem lebenspendenden Werte werden kann. Diesem politischen Nationalismus steht der kulturelle Nationalismus gegenüber, den Tagore meint, dem das Volk nicht ein Ziel ist, sondern eine gegebene Tatsache, ein geistiges Gut, über das hinaus aber die Norm jedes geistigen Lebens gilt, Gerechtigkeit und Wahrheit. Was ist eine Nation? fragt Rabindranath Tagore. „Es ist die Erscheinung eines ganzen Volkes als organisierte Macht. Diese Organisation zielt beständig dahin, daß die Bevölkerung stark und leistungsfähig werde. Aber dies rastlose Streben nach Stärke und Leistungsfähigkeit entzieht der höheren Natur des Menschen, die ihn aufopfernd und schöpferisch machte, ihre Kraft. Seine Opferfähigkeit wird von ihrem eigentlichen, sittlichen und lebendigen Ziel abgelenkt auf ein mechanisches und lebloses, die Erhaltung dieser Organisation. Und doch fühlt er in der Erreichung dieses Zieles die ganze Genugtuung sittlicher Erhebung und wird daher der Menschheit äußerst gefährlich. Er fühlt sich in seinem Gewissen beruhigt, wenn er seine Verantwortlichkeit auf diese Maschine schieben kann, die eine Schöpfung seines Intellektes und nicht seiner ganzen sittlichen Persönlichkeit ist.“

Indien hat eine besondere Aufgabe; es ist ein Erdteil, wo verschiedene Rassen sich mengen, und die Lösung des Rassenproblems, die Indien zu vollbringen hat, kann wichtig für die Menschheit sein. Dieser Aufgabe muß Indien ins Gesicht sehen und seinen Menschenwert durch die Lösung erweisen. Indiens Geschichte ist eine Geschichte beständiger sozialer Schichtung und Anpassung verschiedener Rassen und Kulturen, nicht eine Geschichte der Verteidigung und des Angriffs organisierter Macht. Die Berichte von Aufblühen und Zerfall von Königreichen, von Kämpfen und politischer Uebermacht sind in Indien verachtet und vergessen. Die indische Geschichte berichtet von sozialem Leben und von der Verwirklichung religiöser Ideale. Indien hat versucht, das Rassenproblem durch die Kasteneinrichtung zu lösen, heute ist die Lösung starr und brüchig geworden, es gilt, sie durch eine neue zu ersetzen; wie für Gandhi, so sind auch für Tagore die Rassengegensätze und die „Unberührbarkeit“ der Kastenlosen Indiens größte Probleme. Was Indien braucht, ist auch für Tagore schöpferische, aus Indiens eigenem Geist geborene Arbeit. Die nationale Bewegung in Indien hat aber einfach Europas politischen Nationalismus übernommen, für den in Indien keine Voraussetzungen bestehen, und der auf einer anderen Ebene liegt als Indiens Aufgabe, die Lösung des Rassenproblems, zu der jenes Gefühl menschlicher Einheit und brüderlicher Verbundenheit notwendig ist, das die Lehre der großen religiösen Führer Indiens gebildet hat. „Obgleich man mich von klein auf gelehrt hat, daß der Götzendienst der Nation fast noch besser sei als die Ehrfurcht vor Gott und der Menschheit, so bin ich, glaube ich, doch

dieser Lehre entwachsen, und ich bin überzeugt, daß meine Landsleute ihr Indien in Wahrheit dadurch gewinnen werden, daß sie gegen eine Lehre kämpfen, die ihnen sagt, ein Land stände höher als die Ideale der Menschheit. Der gebildete Inder versucht heutzutage, Lehren aus der Geschichte zu entnehmen, die den Lehren unserer Vorfahren widersprechen. Der Osten versucht, sich eine Geschichte anzueignen, die gar nicht das Ergebnis seines eigenen Lebens ist. Japan z. B. glaubt, dadurch mächtig zu werden, daß es europäische Methoden übernimmt, aber nachdem es sein eigenes Erbe vergeudet hat, wird es nur die geborgten Waffen der äußeren Kultur in der Hand behalten. Denn es hat sich nicht aus sich selbst heraus entwickelt. Europa hat seine Vergangenheit. Europas Stärke liegt daher in seiner Geschichte. Wir in Indien müssen uns klar machen, daß wir nicht die Geschichte eines anderen Volkes übernehmen können. Wer seinem Leben künstlich etwas Fremdes aufsetzt, der erdrückt es. Daher glaube ich, daß es nicht gut für Indien ist, wenn es sich mit der westlichen Kultur auf ihrem Felde zu messen sucht. Wir müssen der uns vom Schicksal gewiesenen Bahn treu bleiben.“ Gerade deshalb, weil Indien von der es unterwerfenden europäischen Nation die Lehren des Nationalismus übernahm und sich unterworfen fühlte, verlangte die Propaganda, daß man sich mit ganzem Herzen der Nation hingebte. Was das Wohl der Nation anbetraf, wurde mit einem Glorienschein umgeben und duldete keinen andern Wertmesser als eben dieses Wohl. Der Raufsch siegte und galt für das Höchste. Der Erfolg machte alle Mittel erlaubt, der Dienst an der Nation entschuldigte sittliche Unzulänglichkeit und Verletzung von Maßstäben, die sonst allgemein gültig sind. Gandhi wie Tagore haben sich dem entgegengestellt. Und es zeugt von der Religiosität des indischen Volkes, daß es Gandhi gefolgt ist, weil er ein Heiliger war. Tagore hat klarer gesehen. Er hat die Notwendigkeit beklagt, daß die moralische Kraft Gandhis in politischen Abenteuern sich verstreue. Aber noch mehr: er hat den Geist der Enge gefürchtet, der in der Non-co-operation-Bewegung herrsche, der Befcheidung Indiens auf sich selbst, der provinzialen Absonderung gerade in dem Augenblicke, wo die äußeren Grenzen innerhalb der menschlichen Kultur immer mehr verschwinden und alle Probleme eine allmenschliche Reichweite annehmen. Tagore fürchtet den Absolutismus Gandhis, seinen Glauben an die schnelle Erreichbarkeit des Zieles im Feuer des Enthusiasmus, an das Allheilmittel des Spinnrades. Er glaubt an die Notwendigkeit langsamer und geduldiger Arbeit, an die Freiheit der Vernunft statt blinden Gehorsams, an die Unmöglichkeit, sich von der Gegenwart völlig abzuwenden. „Indiens Erwachen ist mit dem Erwachen der Welt verknüpft. Jedes Volk, das sich heute in sich verschließt, arbeitet dem Geiste der neuen Zeit zuwider“. In Europa wie in allen Ländern wächst die Gemeinschaft der freien Geister heran, die dem Nationalismus in seinen engen politischen Formen entwachsen.

Auch Rabindranath Tagore sieht die Erziehung als Grundlage alles späteren Aufbaus an und seine Bemühungen galten der Schöpfung einer eigenen Schule. Sein Vater, Devendranath Tagore, der Führer der Brahma Samadhi, pflegte an einem bestimmten Punkt in der Landschaft Westbengalens seinen Meditationen nachzugehen und hatte dort einen Tempel errichtet, der den Namen Shanti Niketan, Heim des Friedens, trug. Rabindranath besuchte diese Stelle gemeinsam mit seinem Vater in seinem elften Lebensjahre. Dreißig Jahre später gründete er dort mit einer kleinen Schar seine Schule. Da waren die Bedingungen und die Umgebung wiederholt, unter denen die Kultur Indiens von alters her groß geworden war. Es waren ähnliche Bedingungen wie in der Schule Ghandis. Das Leben in der Natur und in den Wäldern, das natürliche einfache Leben im Gegensatz zu dem künstlichen der modernen Zivilisation beherrschten das Bild. Die Schüler, gleichgekleidet in altindischer Art, waren in kleinen Klassen zusammengeschlossen, die um ihre Lehrer in einem Kreis auf dem Boden herumsaßen. Der instinktive Schönheitsinn des Menschen wurde gepflegt, Musik und Malerei getrieben. Vettern Tagores sind es gewesen, die eine Renaissance der indischen Malerei herbeigeführt und die neue bengalische Schule gegründet haben. Im Stile der alten Schulen wurden Sanskritlegenden gemalt, ähnlich wie die romantische Malerei es in Europa zur Zeit des Erwachens des Nationalismus getan hatte. Zum erstenmal seit dem Niedergang des Mogulreiches hat sich eine Schule nationaler Kunst in Indien entwickelt, die aus den gleichen Quellen geschöpft hat wie die revolutionäre Bewegung. Tagore hat seiner Schule im Jahre 1921 eine Universität angefügt, die Visva Bharati, mit indischen und europäischen Professoren und Forschern. In der Schule selbst werden auch Hauswirtschaft und Handwerk gelehrt. Die Knaben werden zum Geist der sozialen Hilfsarbeit erzogen und leisten in den Nachbardörfern wertvolle Dienste. Ohne daß dies in der Theorie gelehrt oder erzwungen wird, führt das ganze Leben in der Schule zur Aufhebung des Kastenwesens und der Vorurteile gegen die „Unberührbarkeit“. Unweit der Schule besteht eine landwirtschaftliche Versuchstation und eine Musterfarm mit Spinn- und Gerbereischulen, worin auch die Bewohner der umliegenden Dörfer Unterweisung und Anleitung erhalten.

So überragt der Nationalismus Tagores ebenso wie der Gandhis den indischen Nationalismus, der unter Europas Einfluß sich herangebildet hatte und fern von den Massen seitens der Intelligenz gepflegt wurde. Tagore hat die wahre Bedeutung der Erscheinung Gandhis verstanden. Gandhi war einer aus der Masse, die Verkörperung ihrer größten seelischen Eigenschaften, gekleidet wie sie und lebend wie sie. Mit ihm trat das indische Volk in die bisher auf die europäische Intelligenz beschränkte Bewegung ein. Ganz Indien war sein Fleisch, und aus ihm sprach die Seele Indiens. Und als die aus ihm strömende

Kraft der Wahrheit und der Liebe Indien berührte, öffnete es sich auch weit. Und Tagores Glaube ist im Wesen nicht von dem Gandhis verschieden. „Ich hoffe, daß dieser Geist der Opferbereitschaft, der Leidenschaft wachsen und stärker werden wird. Dies ist die wahre Freiheit. Es gibt keinen höheren Wert, auch nicht die nationale Unabhängigkeit . . . Die Tatsache, daß die moralische Kraft der brutalen Kraft überlegen ist, wird von dem Volke bewiesen werden, das waffenlos ist. Der Tag wird kommen, wenn der völlig rüstungslose, zarte Mensch beweisen wird, daß es die Sanften sind, die die Erde erben. Es ist daher logisch, daß Mahatma Gandhi, schwächlich und ohne alle materiellen Hilfsmittel, die unendliche Macht der Sanften und Niedrigen hervorruft, die verborgen im Herzen der Menschlichkeit Indiens wartet . . . Wie sehr wir uns auch mit Phrasen, die wir vom Westen gelernt haben, täuschen mögen, Swaradsch¹⁾ ist nicht unser Ziel. Unser Kampf ein geistiger Kampf. Er ist ein Kampf um den Menschen. Wir müssen den Menschen befreien von den Netzen, die er um sich gewoben hat, von den Organisationen des nationalen Egoismus Wir haben in unserer Sprache kein Wort für Nation. Wenn wir dies Wort andern Völkern entlehnen, paßt es nicht zu uns. Wir müssen uns verbinden mit der seelischen Kraft allein, und unser Sieg wird uns nichts anderes geben als den Sieg, den Sieg um das Gottesreich. Dann wird der Menschen das wahre Swaradsch finden. Wir, die zerlumpten Bettler des Orients, müssen die Freiheit für die ganze Menschheit erobern.“

Dr. Hans Kohn (Jerusalem).

II.

Nationales Weltbürgertum.

Man kann *Wladimir Solovjef* als den größten russischen Philosophen, eigentlich als den einzigen bezeichnen, den dieses Land bisher gehabt hat. Er wirkte vor mehr als einem halben Jahrhundert, kam jung zu Namen und Rang, hatte den Mut, um der Freiheit und Geradheit seiner Ideen willen, auf eine glänzende Laufbahn zu verzichten, lebte die letzten Jahre seines Lebens als freier Schriftsteller und starb früh. Der Ertrag seiner reichen geistigen Tätigkeit ist nur zum Teil übersetzt; die ins Deutsche übertragenen Werke des russischen Philosophen sind im Verlag „Der kommende Tag“ (Stuttgart) vereinigt. Der größte Denker und der größte Künstler Rußlands (Dostojewski) kannten und achteten einander; man kann sagen, daß das, was der Dichter in seinem Werke lebendig dargestellt hat, die russische religiöse Idee, unabhängig von ihm durch den Philosophen in eine umfassende, den Westeuropäer unmittelbar ansprechende Form gegossen wurde. Dostojewski wäre zu Solovjef etwa so zu vergleichen wie Goethe mit Kant. Beide sind Verkörperungen der Welt-

¹⁾ Swaradsch = Unabhängigkeit. Die Red.

weite nationaler Genialität; schaut der eine in die Welt hinein und über sie hinaus, so erhöht der Andere das Erfühlte zu universalen, bewußt durchdachten Ideen. Stellen die beiden großen Geister Deutschlands die sichtbare Verkörperung der deutschen Art, die Welt zu umfassen, dar, als schöpferische Menschen die Grenzen des Nationalen sprengend, so gilt ähnliches von diesem russischen Brüderpaar in der Welt des übernationalen Daseins, man wird, ist man nur einmal in die „Weltanschauung Dostojewskis“¹⁾ eingedrungen, jene leichtfertige Feststellung abtun müssen, die den größten russischen Dichter nach Asien verbannt sehen will, und man wird, lernt man das denkerische Doppel-Ich des Dichters, eben Solovjeff kennen, erfahren, wie dieser Mann, mit westeuropäischem, insbesondere mit deutschem Geist erfüllt, die elementare russische Eigenart zu übernationalen, menschheitumfassenden *Weltanschauung* erhob.

Nicht bloß als Persönlichkeit (worin er nach Zeugnissen von Zeitgenossen bezaubernd gewesen sein muß) und nicht allein in seinem unbewußten Fühlen, aus dem sein Geist die Nahrung zog, stellt Solovjeff das schöne und erhebende Bild eines großen Menschen dar, der den Trieb hat, das Weitesten zu denken, das Höchste zu wollen, das Tiefste zu erleben, sondern er hat auch bewußt der herrlichsten Aufgabe, die das Leben kennt, gedient: in dem Buche „Nationale und politische Betrachtungen“ (wo er seine Anschauung unmittelbar auf das gesellschaftliche Leben seiner Nation und der Völker bezieht) arbeitet er voll Größe mit den sinnfälligsten Argumenten an der Idee des *Universalismus*, in dem alles Trennende, sich Befondernde, alles Eigenwillige im Dasein, insbesondere aber der einander feindliche Sonderwille der Völker ein Ende haben soll. In diesem Buche legt der Russe die Hand auf die Wunde aller Zeiten, vornehmlich aber der unfrigen: er kämpft gegen jenen trostlosen Widerstreit zwischen Nationalem und Menschheitsumfassendem, der so sehr das heutige Leben zerreißt und die Luft vergiftet. Diese Betrachtungen des russischen Philosophen, *der ein echter Sohn seines Volkes war, es liebte und achtete, darüber aber die Menschheit nicht vergaß*, dieses russische Buch ist „aktuell“ im edelsten Sinne, und es müßte das Evangelium aller der Menschen werden, die noch nicht völlig den Glauben an die weltumfassende Mission Europas verloren haben.

Solovjeff war *gläubiger Christ*, aber in einem durchaus überkonfessionellen Sinne; er träumte davon, daß die drei größten christlichen Bekenntnisse, das katholische, protestantische und russisch-orthodoxe, einmal in einer durch die Kraft der Liebe aufgebauten Allkirche vereinigt sein würden, die alle Mängel der gegenwärtigen Kirchen überwunden hätte. In einer prophetischen, grandiosen Vision (im ersten Bande der deutschen Ausgabe) schildert er diese zukünftige Erlö-

¹⁾ Siehe mein Buch: „Die Weltanschauung Dostojewskis“. (Verlag Borgmeyer, Hildesheim.)

fungskirche, in die er auch alle übrigen religiösen Bekenntnisse aufnimmt, die willens sind, an dem Werke der Einigung der Menschheit im Geiste wahrhaftiger Brüderlichkeit teilzunehmen. Vom höchsten Standort aus bekämpft er jenen konfessionellen und nationalen Willen, der nur in sich ruhen und nur von sich aus die Welt ergreifen will. Für diese selbstzerstörende, die Menschen verwirrende Tatsache, findet er den großartigen Gedanken: daß „*die Idee einer Nation nicht das ist, was sie über sich selbst in der Zeit, sondern was Gott in der Ewigkeit über sie denkt*“. Kleiden wir diese unerhört tiefe Auffassung von den Aufgaben einer Nation in eine etwas faßbarere Formel, so wird ganz klar, daß der „Ewigkeitsgedanke“ einer Nation, das also, was sie vor der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, rechtfertigt, nur in ihren schöpferischen, kulturellen Leistungen besteht. Nicht das macht eine Nation groß und universell, was sie an äußerer Macht erreicht; diese ist vergänglich und zerfließt nur zu leicht ins Wesenlose, wenn die Geschichte es fordert. Damit soll nicht gesagt werden, daß die politischen und heldischen Leistungen eines Volkes ganz bedeutungslos wären. Sie sind gewiß der Ausdruck einer Kraft und einer Vitalität, deren sich niemals etwas Lebendiges zu schämen hat. Sie sind aber nicht der Erweis für die ganze Begabung eines Volkes, sind das Fließende daran, dasjenige, das man nur zu oft als das Letzte in der Mission einer Nation auffaßt. Tiefer aber als die äußeren Kräfte liegen die inneren, die wesenhaften, unvergänglichen Strömungen, die immer im Bewußtsein eines Volkes oder wenigstens im Bewußtsein der edleren Teile eines Volkes da sind und die wahre, dauernde Eigenart der Nation ausdrücken. Spanien ist heute eine kleine politische Macht, aber sein Cervantes ist eine immer leuchtende Sonne in diesem Lande; Englands Größe ist Shakespeare und nicht bloß die Weltgeltung des Inselreiches, die einmal verschwinden kann; Deutschlands Kultur in Namen zu nennen, fällt schwer und leicht, so viele Große sind es, die sein universales Wesen ausdrücken und so sehr ist die Geistesgeschichte von ihnen erfüllt. Das ist das wahrhaft Göttliche im Leben einer Nation, was aus ihrem Blute geboren, von ihrer Kraft genährt, groß wird, das Vaterhaus verläßt und in die Welt zieht, willens, das ganze Universum zu erreichen. Ein Kind, das die Eltern nie von sich lassen, indem sie es immer bevormunden, verkümmert; es kann aber Bedeutendes leisten, wenn ihm gestattet wird, das Spiel seiner Kräfte zu wagen, die den jungen Menschen unweigerlich dann ins Leben hinausführen, ohne daß er deshalb aufhören würde, ein Sohn zu heißen. Nationalismus ist künstliche Bevormundung, Universalismus ist Weltweite und das ist Freiheit. Nichts kennzeichnet besser die Bruderschaft Solovjoffs mit Dostojewski als das, daß der russische Dichter den gleichen großen Gedanken seines philosophischen Freundes in frei schöpferischer Genialität in diese Formel brachte: „Gott ist die synthetische Persönlichkeit eines Volkes von seinem Anfang bis zu seinem Ende.“ Ewig und

absolut, also göttlich ist ein Volk, das aus sich *alle* Kräfte entwickelt, die „synthetisch“, zusammenfassend und nicht zerteilend sind. Diese universalen, vereinheitlichenden Strömungen machen ein Volk stark und erheben es bis zur Ewigkeit; Kultur im religiösen, verstehenden Sinne zeugt aus einer Nation heraus und verleiht ihr Leben und Dauer. Hier hat ein blinder, feindlicher Nationalismus keinen Platz, er ist das, was eine Nation am Aufschwunge hindert. Solovjeff deckt die unmöglichen Anschauungen der Slawophilen auf, die sich anmaßen, die einzig wahren Patrioten zu sein und in ihrer Blindheit die Totengräber des Zarenreiches wurden und die unfreiwilligen Vorkämpfer für den Bolschewismus. Wer eine Nation von einer solchen Warte aus ansieht, wer ihr in solcher Liebe und Achtung die größten Ziele stellt, die er ihr nicht geben könnte, würde er nicht das Nationalgefühl des menscheitsumfassenden Wollens für fähig halten, dem ist zu glauben, daß für ihn zwischen dem völkischen und dem völkerumfassenden Empfinden kein Gegensatz besteht, und daß er trotz seines Universalismus keineswegs das Eigentümliche, Selbständige einer Nation missen möchte. Solovjeff ist ebensowenig wie Dostojewski oder Tagore und Gandhi Freund einer mechanischen Völkervermischung; das wäre ihm etwas völlig Sinnloses. „Darum soll und muß die Verschiedenheit und Eigenart des Charakters und der Lebensführung eines Volkes hochgehalten werden als Schmuck und Zierde und als Attribute seines Dienens, das es der religiösen Wahrheit in ihrer irdischen Verkörperung weiht.“ Nur von da, von der Achtung für das Eigenwesen einer Nation aus, läßt sich die Brücke zu den anderen bauen, und es gehört vielleicht zu den erschütterndsten Irrtümern, die es je gegeben, daß nach Kriegsende viele Angehörige verschiedener Nationen glaubten, es ließe sich sofort ein universelles Verständnis aller Völker für alle erzielen. Dieses Ziel muß erarbeitet werden, fällt nicht über Nacht der Geschichte zu; so lange aber in einflußreichen Kreisen vieler Völker die Achtung für die Eigenart der anderen fehlt, so lange ist dieses Ziel in weiter Ferne. Diese Achtung aber war in Solovjeff und er gab ihr, so dem Deutschtum gegenüber, besonders in der folgenden Weise treffenden Ausdruck: „Fichte hat das deutsche Volk nur darum so hoch gestellt, weil er in diesem Volke die Vernunft der ganzen, einigen und ungeteilten Menschheit konzentriert sah.“ So spricht ein Russe über die universale Art der deutschen Nation, in der er — am Beispiele einer großen, schöpferischen Persönlichkeit — die Verbundenheit nationalen Selbstgefühles mit übernationalen Glaubenskräften anerkennt. Damit gewinnt sich Solovjeff das Recht, auch jenseits seines Russentums tief ernst genommen zu werden, ebenso wie Dostojewski, der ein besserer Europäer war, als man nur zu oft wahr haben will. Die Blindheit des politischen Nationalismus trifft Solovjeff in unwiderleglicher Art, wenn er diesem falschen Ideal vorwirft, daß es „den Begriff der Wahrheit (die ja nur

eine ist) auf diese oder jene völkische Denkkraft zurückführe (also auf eine hochmütige Ueberschätzung der eignen Kraft) und damit den Begriff des höchsten Heiles mit dem Begriffe nationaler Interessen (die zu blutigen Kämpfen führen) zusammenfallen lasse."

Stimmen der Vergangenheit für die Gegenwart aufzurufen, ist immer ein Beginnen von ungewissem Wert. Es scheint aber, daß gerade unsere Tage diese Absicht trotz vieler entgegenstehender Tendenzen verstehen. Zwar ist die heraufziehende Epoche auch vergangenheitsfeindlich, stark auf die Gegenwart eingestellt, und willens, ihrer eigenen Zukunft ein völlig neues Gesicht zu geben. Aber sie ist nicht bloß dies: in unserer Zeit zeigt sich ja eine seltsame Mischung von verschiedenen Willensströmungen, die alle zusammen ihr ein widerspruchsvolles und doch erfaßbares Gepräge geben. Aus dem 19. Jahrhundert ist uns der historische Sinn für die Abkunft der Ereignisse herübergekommen. Geschichtliche Reflexionen in mannigfacher Art erfüllen heute die Köpfe und wirken sich aus; man sucht die Ereignisse der Zeit durch Vergleiche mit denen der *Vergangenheit* zu deuten (O. Spengler), will das Vergangene neu beleben und als Ideal für die Gegenwart umschaffen (nationale Bewegungen), vergräbt sich in das Wissen früherer Zeit, um es als Wissenschaft in unsere Tage zu tragen. (Alchymie, Astrologie etc.) Andererseits wieder: die Sehnsucht des Menschen, das Geheimnis der *Zukunft* schon jetzt zu erfahren, findet heute allorts willig Nahrung; Prophezeiungen mannigfacher Art beschäftigen die Träume, und eine besondere Eigenart unserer Zeit ist, nur im „Aktuellen“ leben zu wollen, nur in jenem unmittelbaren Empfinden sich zu betätigen, das in Sport, Kino, Radio, Tagespolitik, den peripherischen Nerven wohl tut, dieses nicht umsonst mit „Sensationen“ verwobene „Aktualitätsgefühl“ ist so brennend, daß es schon sozusagen die eigenen Grenzen überströmt und sich nicht mehr an dem Jetzt genügen läßt, sondern bereits „futuristisch“ (also das werdende gewaltsam vergegenwärtigend) wird: man will nicht mehr bloß eine Kunst von heute, sondern schon eine von morgen. Kurz, die Zeiten haben sich ineinander geschoben, sie sind *Gegenwart* geworden und so mögen auch in diesem „aktuellen“ Sinne Solovjeff¹⁾ und Dostojewski uns gegenwärtig sein. Aber sie sind es nicht bloß so: unserer Epoche, die unerhört vielfältig an Dimensionen, reich an Richtungen, stark an Spannungen ist, wie sie auf diesem ungeheuren Kraftfeld, Erde genannt, nur vorkommen können, mangelt die entsprechende umfassende Persönlichkeit, die den Akkumulator dieser elektrischen Ströme darstellen könnte. Mit ihr fehlt uns aber etwas sehr Bedeutungsvolles: ohne große Menschen sind Epochen nur halb, sie drohen, weil ihnen das Gefäß fehlt, zu verströmen. Das macht das stark Schattenhafte, fast Tragische der Gegenwart aus; deshalb hat

¹⁾ Vergleiche meine kleine Schrift: M. Solovjeffs universalistische Lebensphilosophie. (J. C. B. Mohr in Tübingen.)

sie das stärkere Bedürfnis nach großen Menschen, aus Angst, sich in sich selbst zu verlieren. Im Osten leben solche Persönlichkeiten wie Tagore und Gandhi¹⁾: aber dem starken individualistischen Trieb des Abendlandes können diese Menschen einstweilen noch nicht unmittelbar alles sagen, weil sie dem Abendlande zu ferne sind. Solovjeff aber ist uns nahe, nahe in Raum und Zeit; in dieser mittels des starken historischen Gefühles unserer Epoche, in jenem als Russe, der an der Grenze Europas beheimatet war. Seine Persönlichkeit und die Idee, die er lehrt, machen ihn so unerhört gegenwärtig, weil sie aus dem Leiden *seiner* Zeit hervorgewachsen sind, die so viele Bezüge auf die unfrieger hat. Das Russentum hat sich immer besonders mit der Frage gequält, wie sich das Nationale mit dem Humanen vereinigen lasse, und es hat gerade in dieser Frage die besonders gottgewollte Aufgabe seiner Existenz gesehen. Heute ist nun dieses Problem über die Erde gewandert, und jede Nation birgt Menschen in sich, die an der gleichen Not leiden. Ihnen kann Solovjeff eine Bekräftigung dafür sein, daß ihre Bemühungen tieferen Sinn haben, die in der Hoffnung wurzeln, daß der Kreis des wahrhaft Menschlichen sich erweitern werde. Wenn auch Solovjeff, das Leiden unserer Tage prophetisch ahnend, die Worte ausgesprochen hat: „Es wäre töricht, glauben zu wollen, daß der endgültige Sieg innerhalb der Menschheit den finsternen Mächten gehören werde, aber in der nächsten Zukunft bereiten sich Prüfungen vor, wie sie die Geschichte der Menschheit noch nicht gekannt hat,“ wenn er auch düster und trübe in unsere Zeit hineingesehen hat, so hat er doch nie daran gezweifelt, daß sich *die Kräfte des Lichtes* allmählich im „lebendigen Gesamtbewußtsein der Menschheit verwirklichen werden“. Mit diesem Glauben und mit einem Gebete für die Menschheit ist Solovjeff gestorben . . .

Dr. Hans Prager (Wien).

Rundschau

Monatsschau.

Es ist diesmal keine Aufhellung erfolgt, die Welt ist dunkler als zuvor, fast überall, wohin wir nur blicken. Am deutlichsten wird es den meisten Zeitgenossen, soweit sie überhaupt Augen haben, um zu sehen, soweit sie sehen *können* und *so* weit sie sehen *wollen*,

1. auf der politischen und sozialen Linie.

Hier stehen selbstverständlich die *deutschen Reichstagswahlen* im Vordergrund. Es ist über sie inzwischen so viel geschrieben worden, daß der Monatschronist wieder einmal etwas *post festum* kommt. Trotzdem ist es Pflicht, auch an dieser Stelle sich auf die Bedeutung dieses Ereignisses zu besinnen.

¹⁾ Vergleiche meine Broschüre: Das indische Apostolat. (Rotapfel-Verlag, Zürich.)